

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Sonntag, 14. Februar 2016, 19.00 Uhr

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

„Fremd in der Stadt? Was bedeutet es, als Christ in einer sich wandelnden Kirche und Gesellschaft zu leben?“

**Ruhrbischof Dr. Franz-Josef Overbeck, Essen – Ein Hirte in der Stadt?
Perspektiven eines Bischofs**

**Predigt in der Heiligen Messe zum 1. Fastensonntag im Jk C
- Sonntag, 14. Februar 2016, 19.00 Uhr -
Kirche Herz Jesu, Emsdetten**

Texte: Dtn 26,4-10;
Röm 10,8-13;
Lk 4,1-13.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Gemeinde!

I.

In der Stadt zu leben, ist faszinierend und anstrengend, gibt tausend Möglichkeiten und zwingt zu unzähligen Entscheidungen, öffnet jeden Tag neue Perspektiven und zeigt zugleich viele Grenzen auf. Wenn es ein Symbol und ein Zeichen für das heutige Leben gibt, das die vielen Perspektiven des Alltags, die uns alle betreffen und auch dann einholen, wenn wir glauben, auf dem Land zu leben oder in einem Dorf den Alltag zu gestalten, dann ist es das Bild von der Stadt. Die Stadt in ihrer unübersichtlichen Größe, ihrer ewigen Unruhe und Rhythmen, in der niemals das Licht ausgeht, sie zeigt uns, wer wir Menschen heute selber sind: ein Kosmos von vielen Perspektiven, eine Welt unzähliger Bezüge und Beziehungen. Die Stadt ist heute der Bewährungsort für das, was unsere Welt und den Menschen ausmacht, der seit den Phänomenen der Digitalisierung und Globalisierungen diesem Anspruch nicht mehr entkommt. Nicht zuletzt sind die vielen Flüchtlinge und Asylsuchenden wie Fremden, die zu uns in unser Land und in unsere Gesellschaft strömen, ein Zeichen für genau dieses Leben. Es ist vielgestaltig, es ist vielperspektivisch, es ist vielpolig. Die Sehnsucht so

mancher, auf diese Komplexität mit einer einfachen Lösung zu reagieren, ist groß. Die Angst machenden Parolen gewisser Parteiungen und Parteien, die Abgrenzungsversuche, Zäune und Mauern, die errichtet werden, sind ein Zeichen für die Sehnsucht nach dem Einfachen. Die Welt, in der wir heute leben, hat Abschied genommen von dieser Form der Einfachheit. Dieser Traum ist ausgeträumt. Wer heute neue Einfachheit will, muss sich mit der Stadt, also den vielen Perspektiven des Lebens versöhnen.

II.

Was für das Leben im Allgemeinen gilt, das gilt für den Glauben. Es gibt nicht nur eine einfache Perspektive, die uns hilft, alles zu verstehen und zu integrieren. Es gibt in keiner Familie, in keiner Beziehung und Freundschaft, in keiner Bekanntschaft, in keiner Gemeinde und Pfarrei nur den einen Punkt, der alle zusammenbringt. Die Kunst der Einheit besteht in der Integration vieler Perspektiven. Die Kunst, mit diesen vielen Perspektiven zu leben, besteht darin, Gastfreundschaft zu üben. Darum ist es eine schwierige und hohe Kulturleistung, die unbedingt zu vollbringen ist, Fremdheit in Gastfreundschaft umzuwandeln. Viele Perspektiven in das Haus des Glaubens einzubringen, das uns und vielen anderen Gastfreundschaft gewährt, ist heute unsere Aufgabe.

Das Haus, in dem Christen dafür leben, ist die Kirche. Wer die Weltkirche ernst nimmt, weiß, dass sie für alle Menschen ein gemeinsames Fundament hat, aber ein Haus mit vielen Zimmern ist. Keiner kann glauben, er könnte alle Zimmer nach demselben Muster einrichten, mit denselben Fenstern bestücken und mit denselben Menschen bewohnen lassen. Die Kirche ist das Haus Gottes, in dem jeder sein Heimatrecht hat, der nach Gott sucht und die Menschen liebt. So vielgestaltig ist die Kirche.

Für nicht wenige unserer Generationen bedeutet dies, das Gefühl zu haben, eine verkehrte Kirche zu erleben, die erkennt, dass niemand den unermesslichen Reichtum des Glaubens und des Lebens erschöpfend leben kann. Weil wir alle in einer Welt mit einem Primat der Vielfalt vor der Einheit leben, der Aktivität vor der Aszese, der Kritik vor der Positivität, der Möglichkeit vor der Wirklichkeit, des Gefühls vor dem Verstand, werden wir eingeführt in eine Welt der vielen Perspektiven. Welches Bild ist dafür sprechender als das der Stadt? Schon die Bibel weiß darum, die Ewigkeit mit dem Bild des himmlischen Jerusalems, also der vollendeten Stadt zu beschreiben und zugleich mit dem Bild von Babylon, also mit jenen Versuchungen, die sich in jedem Stadtleben finden.

III.

Als Ruhrbischof bin ich Bischof eines noch relativ jungen Bistums, gerade im Vergleich mit vielen anderen Bistümern in Deutschland. Es umfasst den größten Teil der Ruhrregion wie den Märkischen Teil des Sauerlandes. Räumlich klein, leben in unserem Bistum doch auf engstem Raum mehr Menschen als in den allermeisten anderen Städten unseres Landes. Von den insgesamt 5 Mio. Einwohnern des Ruhrgebietes leben ca. 2,8 Mio. im Ruhrbistum. Die meisten davon in unserer städtischen Region. Wer von einer Stadt zur nächsten fährt und nicht zu den Kennern unserer Region gehört, wird nicht feststellen können, wo und wie die eine Stadt endet und die nächste beginnt. Wer jedoch ihre Einwohner kennen lernt, wird feststellen, dass es mentalitätsmäßig oft so ist wie auf dem Land. Auch in einem riesigen Stadtgefüge leben Menschen in Stadtteilen; hier sind ihre Bezugsorte, hier erkennen sie ihre Identität, die doch zugleich immer eine gebrochene ist, weil sie sie in einer riesigen, lebendigen und sich immer wieder weitenden Stadt leben und verwirklichen müssen.

Diese einfache, aber so kleine wie wirksame Diagnose und Analyse des Lebens im Ruhrgebiet führt zu einer wichtigen Einsicht für das Leben der Kirche. Die Kirche lebt in überschaubaren Räumen, die doch zugleich Teil eines großen Gefüges sind. Wer meint, er könnte diesen kleinen Raum abgeschottet für sich leben, wird schnell feststellen, dass er nicht lebensfähig und schon überhaupt nicht überlebensfähig ist. Gerade für die räumliche und pfarrliche Gestalt unserer Kirche, so wie sie unsere Tradition seit gut zweihundert Jahren in dieser Deutlichkeit kennt, heißt dies, sich neu zu orientieren. Ca. ein Drittel der Einwohner der Ruhrregion sind katholisch. Diejenigen, die mit großer Sympathie und Wachsamkeit unseren Weg verfolgen, sind viele; diejenigen aber, die auf Dauer im Alltag den Glauben teilen, zum sonntäglichen Gottesdienst kommen und sich am Gemeinschaftsleben und an den Caritas- und Katecheseaufgaben der Kirchen beteiligen, sind wenige. Oftmals erlebe ich zudem diese Wenigen als die, die am Alten unbedingt festhalten wollen. Von dort aber strahlt nichts aus, festzustellen daran, dass kaum oder gar niemand mehr hinzukommt. Wer aber den Weg nach außen geht, sich mit anderen vernetzt und Neues wagt, der hat neue Chancen. Das bricht die alten Grenzen der Pfarreien und ihrer Gemeinden auf. Daraus folgt zugleich die nächste Perspektive, nämlich Haltungen vorzuleben, die sich mit Mut konkret verorten und zugleich mit gleichem Mut weit vernetzen. Hier ist Kirche ein Beziehungsnetz verschiedenster Art.

Darin zeigt sich, dass die Liturgie einen besonderen Wert hat, weil sie, vor allem in der Form der sonntäglichen Messe, die Vielen zusammenführen kann, abhängig aber von einem gut gestalteten Gottesdienst mit Symbolen, Gesten und Worten, die verstehbar und ins Leben übersetzbar sind. Hier ist der Wert der Musik, der Wert einer guten, ins Leben sprechenden Predigt unüberschätzbar, weil an dieser Stelle die Deutekraft der Kirche für die Gesamtgesellschaft und für ihre Werte sichtbar wird. Was die Gottes- und Nächstenliebe als die beiden Seiten der einen Medaille des Glaubens zeigen, das beweist die Fähigkeit zur Solidarität, wie wir sie im Ruhrgebiet als einer Integrationsgesellschaft seit über zwei Jahrhunderten eindrücklich leben. Was wir im Gottesdienst im Glauben bekennen, das wird konkret in der umstandslosen Nähe zu den Fremden, die zu uns kommen. Genau das macht den Gottesdienst in der Stadt aus, sich zu Gott zu bekennen und ein weites Herz zu haben. Es gibt bei uns weniger Ängste als überall dort, wo Menschen die Fremden gar nicht kennen und sich deswegen von der Angst vor dem Fremden leiten lassen, Mauern bauen wollen und sich ins scheinbar Eigene zurückziehen. Die enge Verbindung zwischen Liturgie und Caritas, zwischen Gottesdienst und Dienst am Nächsten, gehört zu den glaubwürdigsten Zeichen von Christen in einer komplizierten und komplexen Welt. Die Nähe zu den Menschen ermöglicht Mission als unaufdringliches, aber deutliches Zeichen unserer Grundüberzeugung, in den Spuren Jesu unseren Weg zu gehen und Christus dabei zu unserem Weg zu machen.

Eine Stadtgesellschaft braucht darüber hinaus Menschen mit Überzeugung, die andere zusammenhalten. Überzeugungen wachsen nicht mehr allein aus Tradition und Gewohnheit; diese Überzeugungen brauchen Persönlichkeiten. Sie erwachsen uns in der Kirche aus denen, die glauben. Darum wird die Erwachsenen Katechese wichtiger. Was durch eine gute Katechese in Kindheit und Jugend grundgelegt ist, wird verdorren und veröden, wenn sie nicht durch eine Katechese im Erwachsenenalter (bis ins hohe Lebensalter) immer wieder erneuert wird. Die Stadtgesellschaft zeigt manchmal ziemlich unbarmherzig, dass ein Kinderglaube zwar durchs Leben getragen werden kann, aber doch für andere Menschen, vor allem die Suchenden und die Alleingelassenen, sprach- und ausdruckslos ist. Darum entwickelt die Stadtgesellschaft in ihrer Komplexität die Herausforderung, eine neue Katechese zu entwickeln. Sie wird sich den Grundfragen unseres Glaubens, wie es das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote, die Grundgebete des „Vater Unsers“, des „Ave Maria“ und des „Ehre sei dem Vater“ zum Ausdruck bringen, zuwenden. Sie wird eine Beziehungsethik und von dort ausgehende moralische Überzeugungen hervorbringen und so fähig sein, Normenbegründungen für die vielen wissenschaftlichen, wirtschaftlichen,

politischen und gesellschaftstheoretischen wie –praktischen Herausforderungen bereitstellen, die aus der Vernetzung aller Weltzusammenhänge entstehen. Keiner bleibt von ihnen verschont! Und wer möchte heute noch in ethischen Fragen, angesichts der Bioethik, der Genethik und der Medizinethik, angesichts der Sozialethik im Blick auf Ökonomie und Ökologie ein kluges Wort sagen können, wenn er nicht, von Grundüberzeugungen ausgehend, Perspektiven für den Umgang mit diesen Herausforderungen bereitstellen kann?

IV.

Diese Ausdrucksformen der Kirche in einer städtisch geprägten Gesellschaft, die auch auf dem Land angekommen ist, fassen sich zusammen in einer einfachen Feststellung: Wir sind keine Volkskirche mehr, sondern eine Kirche im Volk. Wir sind keine Mehrheitskirche mehr, sondern eine Minderheitenkirche. Wir stellen nicht mehr zu viele ungedeckte Checks für den Glauben in der Bewältigung des Alltags aus, die alle einlösen sollen, weil sie zum selben Milieu gehören, sondern wir sind eine Kirche, die auf qualifizierte Weise Hör- und Sehhilfen und Orientierungen anzubieten weiß. Weil wir bescheidener, aber markanter und einführender geworden sind, zeigen und leben wir auf diese Weise.

In unserer städtischen Gesellschaft des Ruhrbistums wie auch in der klassischen Diasporasituation des Märkischen Sauerlandes erleben wir dies vielfach. Für viele Glaubende ist dies ein ausgesprochen schmerzhafter Prozess. Wir stehen in einer Übergangszeit. Für mich eine Zeit, die zu einer gelösten Freude an einer sicher schweren Doppelrolle einlädt, nämlich am Übergang von noch Volkskirche und schon keimender Minderheitskirche zu leben, um alles zu unternehmen, den Weg zu bereiten und nicht krampfhaft Vergehendes festzuhalten, das doch in die Sklerose, in die Erstarrung und in das Leblose führt, das Neue aber in eine neue, ungeahnte Freiheit wie Fremdheit, in das Wagnis und in das Leben. Darum ist diese Zeit für mich sehr wohl eine Zeit des Abbaus und des Umbaus, manchmal sehr anstrengend, aber mehr noch eine gespannte und lockende Zeit der Umgestaltung. Weil niemand von uns den unerschöpflichen und unermesslichen Reichtum des Glaubens zu leben imstande ist, führt Gott uns in eine neue Seh- und Hörschule für die vielen Perspektiven unseres Lebens. Dabei nicht schief traditionalistisch zu werden, um uns dabei aufzureiben, sondern Freundschaft mit dieser Welt zu schließen, ohne unsere Widerständigkeit aufzugeben, die sich aus dem Evangelium nährt, das ist unsere Aufgabe.

Zu den Phänomenen einer Stadt gehören die Vielen, die kommen und gehen. Es sind die Reisenden, es sind die Geschäftigen, es sind die, die immer wieder einen Ortswechsel

vornehmen. Gott hat uns in dieser Zeit, wie viele Menschen der Stadt, auf eine solche Reise geschickt und mutet uns einen Ortswechsel zu. Dabei dürfen wir nicht zu Touristen werden, die glauben, sie könnten unverändert in ihre alte Heimat zurückkehren. Wir sind Reisende in eine Fremde, die uns zur Heimat werden muss. Darum auch funktioniert die so genannte Weitergabe des Glaubens nicht, weil sich unsere Lebensgewohnheiten in der Generationenfolge radikal verändert haben und damit unsere Denk-, Glaubens- und Gefühlswelten. Die Jüngeren und Jungen sind schon auf die Reise gegangen und suchen neue Heimat. Die alte haben die Allermeisten verlassen.

V.

Für unser Ruhrbistum haben wir darum im Rahmen unserer Veränderungsprozesse ein Zukunftsbild aufgestellt, das mit sieben Perspektiven versucht, dieser Lebens-, Glaubens- und Verstehenswelt eine Sprache zu geben. Es geht uns darum, dass der Glaube Menschen berührt, auf wache Menschen trifft, die die Vielfalt lieben und sich als Lernende verstehen. Die als Glaubende aber vor allem wissen, dass sie eine Sendung haben, die zeigen soll, dass der Glaube und Gott uns nahe ist und im Leben wirksam. Es ist der Versuch, mitten in einer Stadtgesellschaft auf menschliche Weise nahe zu bringen, was die Kernsubstanz des Evangeliums ist. In ihm berührt Gott uns Menschen. Gott will auf wache Menschen treffen, die er in der Vielfalt des Lebens anspricht, um sie, wie Mose, wie die Jünger, zu Lernenden zu machen, die sich senden lassen in eine neue Nähe zu den Menschen, in eine neue Wirksamkeit mitten in der Gesellschaft.

Hier hinein gehört sicherlich, in einer besonderen Weise zu lernen, was Verantwortung ist. Und dies in einer Situation, in der wir oft um die Tiefe und Unlösbarkeit von Konflikten wissen, um die Zweideutigkeit des Lebens und um das Anstrengende, in solcher Perspektivität eine Identität auszubilden. Darum ist es klug, auch die Trauer und manchmal hilflose Wut darüber zuzulassen, dass die alte Ordnung vergangen ist oder im Vergehen begriffen. Wir sollten die reinigende Gabe der Tränen nicht vergessen und einer damit verbundenen gespannten, hoffentlich auch erwartungsfrohen Ratlosigkeit, die hellstichtig um die Größe unserer Zeit und auch um das Elend unserer Lage weiß und sich anschickt, tapfer, mit Würde und Entdeckerfreude das Leben im Glauben zu bestehen. Dies gilt für uns Christen deswegen vor allem, weil wir Menschen des Weges sind, die um Gottes und unseres Glaubens willen Weisung, Halt, Trost und Hoffnung haben. All das kommt nämlich aus der Geschichte

und Weisheit eines in aller Demut und Bescheidenheit gelebten, nüchtern und tief bedachten Glaubens einer Kirche, nah bei den Menschen, verwurzelt in Gott und in seinem Evangelium.

VI.

Im Titel der heutigen Fastenpredigt heißt es, ich sei ein „Hirte in der Stadt“. Wie kann unter dem Bedachten und Gesagten der Hirtendienst geschehen? Der Hirte ist derjenige, der sich auf Fremdes einlässt, der Wege geht, der, wie es eindrücklich Papst Franziskus in seiner bildreichen Sprache formuliert, hin und wieder vor der Herde geht, oft mittendrin ist und manchmal am Schluss gehen muss, damit alle beieinander bleiben und so der wichtigste und vornehmste Hirtendienst gewährleistet ist, nämlich für Einheit und Gemeinschaft zu sorgen. Dieses Bild verlangt von dem, der einen Hirtendienst ausübt, Flexibilität. Verlangt das Durchwachen von langen Nächten, das Schauen zum Himmel, das sich Orientieren an Sternen, das Solidarischsein mit denen, die ein mühevolleres Leben haben, und das Vorangehen für die, die kräftig sind. Manchmal heißt es zu warten, manchmal aber auch, mutig neu zu beginnen. Der Hirte ist derjenige, der die Vielperspektivität seiner Herde kennt und weiß, was sie zum Leben braucht.

Das Wort des Lebens so zu verkünden, die Sakramente des Glaubens so zu spenden, die Sorge um die Nächsten so zu verwirklichen, dass es dabei wirklich um das Heil der Menschen geht, verlangt schlicht eine neue Form der Einfachheit. Sie zu erwerben, ist nicht leicht. Es heißt, einfach zu sein und einfach zu sein, um im Wandlungsprozess der Kirche, die sich in eine Integrationsgesellschaft besonderer Art verwandelt, aus der Mitte des Glaubens heraus Licht auf dem Berg zu sein und Salz der Erde, also Orientierung zu geben und dem Leben Geschmack, schließlich dem Geheimnis Jesu nahe zu sein, dessen erstes Wort, das er im Lukas-Evangelium spricht, Programm ist: „Den Armen das Evangelium zu verkünden“ (Lk 4,18). Wobei die lateinische Fassung daran erinnert, dass die Armut und die Armen uns immer gegeben sind, um zu lernen, dass wir immer wieder neu das Christsein und Kirchesein lernen müssen. Als Bischof Hirte zu sein, heißt für mich, diese Wege zu begleiten, für einen Zuwachs an Erkenntnis zu sorgen und möglichst viele Freiräume für Wachstum zu belassen. Es bedeutet, Grundorientierung zu geben und alles Ethos und alle Moral von einem fundamentalen Glauben unterlegt zu wissen, der das Bekenntnis, den Glauben und alle Normen des Lebens verbindet mit der Klugheit ihrer Umsetzung in einer vielperspektivischen Welt. Der schließlich weiß, dass alles einmal schon vollbracht ist und wir in Christus Erlöste

sind. Der eben eingesehen hat, dass Gott längst bei den Menschen ist, bevor er selbst ankommt und mit ihm alle, mit denen er lebt.

Gott lebt in der Stadt. Entdecken wir ihn! Gott ist in der Vielperspektivität und Vernetzung des Lebens präsent. Suchen wir ihn auf! Besser noch: Lassen wir uns von ihm finden. Dann kann Wachstum beginnen und neues Leben anfangen. Dafür steht der Hirtendienst in der Kirche: Dass das vielperspektivische Leben wächst im Glauben vor Gott und für die Nächsten. Amen.